

Besprechungen und Anzeigen.

G. Freund, Die Blattspitzen des Paläolithikums in Europa. Quartär-Bibliothek. Band 1.

Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1952. 369 S., 16 Abb., 1 Karte.

Neben dem westeuropäischen Solutréen und den Blattspitzenvorkommen im frühwürmeiszeitlichen oder noch älteren Acheuléen und Moustérien beschäftigt sich Verf. vor allem mit einem mittel- und osteuropäischen Komplex, der jünger ist als der letztgenannte Horizont. Sie gibt ihm den Namen „Praesolutréen“, der zu Anfang des Jahrhunderts behelfsmäßig für das Aurignacien verwendet wurde und auch deshalb nicht besonders glücklich ist, weil nach Ansicht G. Freundes diese Formengruppe weder einen genetischen Vorläufer des westeuropäischen Solutréens darstellt, noch darüber in Mittel- und Osteuropa ein Solutréen folgen soll.

Bei jeder Beschäftigung mit den Blattspitzen stellt sich zwangsläufig die Frage, ob die einzelnen lokalen und regionalen Vorkommen in unmittelbarer Abhängigkeit voneinander stehen oder als Konvergenzerscheinung aufzufassen sind. Verf. entscheidet sich eindeutig für die zweite Möglichkeit und stellt allein für Mittel- und Osteuropa wenigstens fünf Entstehungszentren auf (Deutschland, Mähren, Ungarn, Südrußland, Krim—Kaukasus). Die Grundlage hierfür sieht sie einmal darin, daß späte Acheulformen und Moustiertypen jeweils besonders oder in Vermischung miteinander die Potenz einer Entwicklung zu Blattspitzen in sich tragen, und zum zweiten in der von ihr versuchten zeitlich lückenlosen Rückführung der jeweiligen Blattspitzenkomplexe auf solche lokal vorhandenen „Wurzelkulturen“.

Die zeitliche Kontinuität ist sicherlich ein entscheidender Punkt, doch kann ihr Nachweis allein noch nicht restlos beweisend sein. Theoretisch ist es durchaus möglich, daß an einer Stelle aus an sich weit verbreiteten Prototypen sich ein neuer Formenkomplex herausbildet und dann rasch so verbreitet, daß er in weiten Gebieten in schichtmäßiger Kontinuität mit solchen Vorformen auftritt. Setzen wir einmal den Fall, daß eine Blattspitzenwelle an der Grenze von „Alt“- und „Jungpaläolithikum“ (im Sinne der Verf.) in verschiedene andersartige Gruppen eindringt, dann dürfte ein solcher Akkulturationsvorgang eine Fülle typologischer Varianten hervorbringen. Die formenkundlichen Unterschiede der regionalen Blattspitzenkomplexe, die von Verf. als Argument für deren Selbständigkeit stark hervorgehoben werden, können also auch anders interpretiert werden. Im Extremfall mag bei Wahrung der Grundform die Einwirkung des lokalen Substrats, das evtl. selbst „Vorformen“ führt, die eingedrungenen Elemente durch Anwendung seiner eigenen technologischen Besonderheiten solchen „Vorformen“ angeglichen haben.

Wo Kontinuität tatsächlich vorliegt, wird man auch solche Möglichkeiten ernsthaft zu prüfen haben. Wenden wir uns aber dem Nachweis zeitlich lückenloser Folge zu, so ist zunächst das häufig als Entwicklungszentrum vermutete Ungarn heranzuziehen. Hier ist das sog. „Protosolutréen“ schon im Würm I/II vertreten und reicht als sog. „Hochsolutréen“ bis in das Würm II. Der unmittelbare Anschluß an ein selbst schon blattspitzenführendes Moustérien ist sehr wahrscheinlich, kann aber auf Grund der unsicheren stratigraphischen Verhältnisse nicht als gesichert gelten. Zuverlässigere Daten lassen sich dagegen in Mittel- und Süddeutschland gewinnen. Blattspitzen kommen hier schon zu Anfang des Würm I vor (Klausennische, wahrscheinlich auch Bocksteinschmiede), das „Praesolutréen“ im Würm I/II und älterem Würm II. Entscheidend ist die Frage, ob es verbindende Funde im jüngeren Würm I und zur Zeit des Würm I-Maximums gibt. Eine Schlüsselstellung wird hierfür von Verf. den neuen Ausgrabungen in Mauern¹

¹ Diese waren nach G. Freund (S. 154) unbedingt erforderlich, denn „der von Bohmers stehengelassene und eingeschaltete Kontrollblock in der Höhle II war seiner Holzverkleidung be-

zugebilligt. Blattspitzen kommen vor allem in der Schicht F, vereinzelt aber auch schon im Moustérien von G vor. Das steht offenbar in Gegensatz zu den Angaben von A. Bohmers, der aber in seiner abschließenden Veröffentlichung, die von Verf. wohl noch nicht benutzt werden konnte, aus G auch einige Artefakte abbildet (Bohmers [1951] Taf. 14, 1 u. Taf. 19, 6–7), die G. Freund vielleicht ebenfalls dem von ihr manchmal recht weit gefaßten Begriff „Blattspitze“ unterordnen würde (vgl. ihre Abb. 8, 1. 4. 5. u. 13, 5; 14, 5. 6). Wichtig ist, daß sie die Schicht G noch in das Würm I datiert. Wie sich dazu das Vorkommen korrodierter und kantengerundeter Steine verhält, kann erst nach einem endgültigen Bericht über die Untersuchung der Höhlensedimente diskutiert werden. Bedenklicher stimmt, daß es sich bei G nur um eine 20 cm starke Lage handelt (nach L.F. Zotz [1951] 265), die nicht durch eine sterile Zwischenschicht von F getrennt ist, sondern damit in unmittelbarem Kontakt steht, weshalb sehr gut Funde aus dieser hangenden Schicht in die liegende geraten sein können (vgl. G. Riek [1934] 134). Eine scharfe Trennung des Fundgutes ist also recht problematisch und noch mehr das Würm I-Alter der Blattspitzen; zumindest ist es aber zu unsicher, um darauf weittragende Schlüsse aufzubauen. Auch die nach G. Freund (S. 143) irgendwo zwischen dem frühen Würm und Würm III einzuordnenden Blattspitzen aus der Ilsehöhle (Ranis 2) dürften in das Würm I/II gehören, möglicherweise sogar an dessen Ende, da Ranis 3 bereits Elemente des Gravettiens aufzuweisen hat, die nach allem, was wir bisher darüber wissen, nicht vor dem frühen Würm II (Zeit der Fließerden und Fließblöße an der Basis des jüngeren Löß II) auftreten. Die Existenz von Blattspitzenhorizonten im Moustérienverband konnte von Verf. auch für die Tschechoslowakei und in geringerem Grad für Polen wahrscheinlich gemacht werden, doch läßt sich über das geologische Alter nicht viel aussagen. Die Datierung der Blattspitzen von Předmost in das Würm I ist nur eine Vermutung.

Eine wirklich hieb- und stichfeste Einordnung von Blattspitzenfunden in das erdgeschichtliche System ist überhaupt nur selten möglich. Da nach den eigenen Worten der Verf. „nicht immer das Primitivere auch das Ältere“ ist (S. 224, 310), wirkt es etwas erstaunlich, wenn dennoch gelegentlich eine Altersbestimmung mit Hilfe dieses typologischen Primitivitätskriteriums versucht wird, und ein solches Verfahren kann nicht überzeugen. Natürlich ist die Möglichkeit, daß ein Teil der nicht datierten Funde (wie auch solcher aus Schicht G von Mauern) in das Würm I gehören kann, nicht a priori auszuschließen. Halten wir uns aber an die wirklich gut festgelegten Funde, dann bleibt nur die Feststellung, daß zwischen dem älteren Horizont der Blattspitzenfunde Mittel- und Osteuropas (Klausennische–Ilskaja) und den „Praesolutrén“-Vorkommen innerhalb einer Begleitindustrie von Moustériencharakter keine Kontinuität durch das Würm I nachgewiesen werden kann. Rezensent sieht angesichts dieser Sachlage keine prinzipielle Schwierigkeit, diese „Praesolutrén“-Komplexe als Einströmungen aus dem ungarischen „Protosolutrén“ (oder einem noch unbekanntem Blattspitzenzentrum?) in ein ausklingendes Moustérien des Würm I/II aufzufassen.

Großen Wert legt Verf. offenbar auf die Feststellung, daß das „Praesolutrén“ altpaläolithisch sei „im Sinne einer vor der Entfaltung des Aurignacien liegenden Phase und auch diese nur auf einen ganz bestimmten Raum bezogen“ (S. 291). Hier spielt wohl die Überzeugung eine Rolle, daß das „Praesolutrén“ enger mit den Blattspitzenvorkommen aus dem frühen Würm I oder älteren Zeiten zu verknüpfen ist als mit den jungpaläolithischen Klingenindustrien (vgl. S. 307f.). So wurden in dieser Definition raubt worden und drohte einzustürzen“. Dagegen liest man bei L. F. Zotz (Kosmos Heft 3, 1948, 5): „In diesen Höhlen ist – leider – vor dem letzten Kriege schon viel gekratzt, gewühlt und geforscht worden. Als nach der Meinung der damaligen Ausgräber die Höhlen an Funden erschöpft waren, stellten sie die Arbeit ein.“

phaseologische und lokal-stratigraphische Gesichtspunkte miteinander verquickt. Macht man sie sich dennoch zu eigen und wendet sie auf einen ganz engen Raum wie z. B. Süddeutschland an, so ist zunächst festzustellen, daß das „Praesolutréen“ hier in das Würm I/II und das frühe Würm II gehört, das Aurignacien („Mittelaurignacien“) aber ebenfalls schon im Würm I/II vertreten ist (z. B. im Vogelherd). Demnach könnte also nur ein geringer Teil des „Praesolutréens“ zeitlich wirklich vor diesem Aurignacienhorizont liegen, was aber noch durch keine einzige stratigraphische Überlagerung belegt ist. Auch in Ungarn zeigen die Knochenspitzen mit gespaltener Basis im „Protosolutréen“ an, daß dem letzteren hier oder in einem eng benachbarten Gebiet ein Aurignacien („Mittelaurignacien“) gleichzeitig ist. Angesichts dieser zeitlichen Überschneidungen ist aber doch zu fragen, ob nicht Einwirkungen jungpaläolithischer Klingenelemente maßgeblich an dem Aufschwung der Blattspitzenindustrien im Würm I/II beteiligt waren.

Die Existenz jüngerer Blattspitzenindustrien wird für Ungarn und Deutschland abgelehnt, ist aber für die Tschechoslowakei nicht zu leugnen und für Polen wahrscheinlich. Greifen wir auch hier Süddeutschland heraus, so ist Verf. ohne weiteres zuzugeben, daß die älteren stratigraphischen Angaben nicht zuverlässig sind. Ob man aber so weit gehen darf, nun anzunehmen, daß R. R. Schmidts sämtliche „Solutréen“-Schichten Phantasiegebilde und die ihnen zugeschriebenen Funde in Wirklichkeit „Praesolutréen“ seien, ist denn doch sehr fraglich. Für den Sirgenstein z. B. wird von Verf. mit Hilfe des bedenklichen Primitivitätskriteriums die Blattspitze für wahrscheinlich nicht jungpaläolithisch erklärt, die nach Schmidt mit Typen vergesellschaftet war, die auch an eine schlecht gearbeitete Blattspitze in einem ärmlichen späten Gravettien („jüngstes Aurignacien“) denken lassen könnten. Wie sich in Předmost und Willendorf zeigt, kann doch die Existenz von Blattspitzen in dieser Zeit in Mitteleuropa nicht bestritten werden, um so mehr als die Blattspitzen-Schlagstätte von Moravany-Dlha „dem Würm II/III-Interstadial zugesprochen werden“ muß (S. 251). Warum sollte es ähnliches nicht auch in Süddeutschland gegeben haben?

Die strikte Ablehnung jungpaläolithischer Blattspitzenindustrien in Deutschland schafft neben der räumlichen auch eine zeitliche Lücke zwischen dem deutschen „Praesolutréen“ und dem französischen Solutréen, die wenigstens die Zeit des Maximums von Würm II umfaßt. Für Verf. muß daher die Wurzel des Solutréens anderswo zu finden sein. Der Versuch einer Ableitung aus dem lokalen Moustérien ist allerdings kaum geglückt, denn der Befund von Badegoule reicht dazu wohl doch nicht aus. Der Umstand, daß sowohl das Solutréen als auch das Moustérien teilweise dem Aurignacien parallel laufen, rückt erst bei einer präziseren Bestimmung des letzteren in das rechte Licht. Das Moustérien ist dem „frühesten Aurignacien“ (= Frühchatelperronien), das Solutréen dem „spätesten Aurignacien“ (= Spätgravettien) partiell gleichzeitig. Nach allem, was wir bisher über die geologische Datierung dieser Stadien wissen, reicht das Moustérien allenfalls bis in den Anfang von Würm II herunter (mit den „Blattspitzen“ von Le Moustier 2 und La Ferrassie E gegen Ende des Würm I/II), während das Gravettien erst nach dem Höhepunkt des Würm II in Frankreich nachweisbar ist. Eine Entwicklung des Solutréens in Frankreich aus lokalen Vorformen scheint also derzeit chronologisch nicht begründbar. Süddeutschland fällt nach Ansicht der Verf. für die Herkunft aus, und gegen eine Ableitung aus Spanien nimmt sie mit guten Gründen Stellung. Übrigens erheben sich für Spanien ähnliche Probleme. Eine afrikanische Heimat wird – wohl mit Recht – abgelehnt, und die Verknüpfung mit Moustérienelementen im „Matritense“ ist doch noch recht problematisch und vor allem geologisch nicht datierbar.

Rezensent würde es sehr bedauern, wenn das oben Gesagte als eine völlige Ablehnung der Hypothesen von G. Freund mißverstanden würde. Es sollte nur gezeigt wer-

den, daß man beim heutigen Forschungsstand die Dinge auch anders sehen kann, ohne damit den Tatsachen Gewalt anzutun. Vielleicht liegt die Wahrheit irgendwo zwischen den beiden möglichen Extremen. Die Blattspitzenindustrien sind eben immer noch eins der größten Rätsel in der Altsteinzeitforschung. Daß die Untersuchungen der Verf. uns seiner Lösung durch Klarstellung vieler Einzelfragen, Sichtung und Zusammenfassung des vorliegenden Materials und manche neuen Gesichtspunkte einen guten Schritt näher gebracht haben, kann wohl kaum bezweifelt werden. Jeder, der einmal selbst versucht hat, aus dem in Museen und Literatur unglaublich zerstreuten Stoff die Grundlagen für eine paläolithische Spezialfrage zusammenzutragen, wird überdies ihre Arbeitsleistung voll zu würdigen wissen. Wer sich in Zukunft mit diesen Problemen befaßt, wird an der wertvollen Arbeit G. Freunds nicht vorübergehen können.

Um so bedauerlicher ist der unerhört hohe Preis des Buches. Jeder kennt die Misere der augenblicklichen Druck- und Papierkosten, aber man muß sich doch fragen, ob nicht der Preis durch Einsparung einiger Bogen etwas erträglicher hätte gestaltet werden können. Ob es z. B. notwendig war, die Funde von Miskolc-Rákószigasse auf zwei Seiten zu behandeln, ohne zu irgendeinem Ergebnis zu gelangen, ist doch sehr fraglich. Auch manche Auseinandersetzungen hätten sicher kürzer gefaßt werden können (für die mit L. Pericot hätten statt 4–5 Seiten einige Sätze unter Hinweis auf M. Almagro und H. Breuil genügt). Der an der Blattspitzenfrage nur allgemeiner Interessierte wird häufig nicht bereit sein, den manchmal recht umständlichen Darlegungen durch 350 Seiten zu folgen, und wer sich in Einzelprobleme vertiefen will, muß ohnedies auf die Originalliteratur zurückgreifen. Dabei wäre ihm eine häufigere und genauere Angabe der Belegstellen (mit Seitenzahlen) eine große Hilfe. Durch Kürzung und Straffung des Textes bei präziseren Literaturhinweisen hätte beiden geholfen werden können.

Honnet/Rhein.

Karl J. Narr.

R. Schroeder, Die Nordgruppe der Oderschurkeramik. Vorgeschichtliche Forschungen. Heft 14. Hrsg. von E. Sprockhoff, Berlin 1951. 213 S., 30 Tafeln, 4 Karten.

Der Inhalt des Begriffs „Schnurkeramik“ wechselt mit der Einstellung der Autoren zur Herkunftsfrage des großen Komplexes der Becher-, Streitaxt- und schnurverzierenden Kulturen. Wenn Verf. daher gleich zu Anfang betont, daß er den Begriff in seiner weiteren Bedeutung auffaßt und daß mit der Bezeichnung „Oderschnurkeramik“ nicht eine Ableitung von der mitteldeutschen Schnurkeramik gemeint ist, dann hat er damit eine ganz klare Stellung bezogen gegen die sehr weit verbreitete Ansicht vom Vorrang und der überragenden Bedeutung der mitteldeutschen Schnurkeramik als Ausgangsgruppe für ausgedehnte Ausbreitungen oder gar Völkerbewegungen. Er war zu solch eindeutiger Entscheidung wohl besonders berechtigt, da er eine nicht nur auf orientierenden Museumsreisen, sondern auf detaillierter Materialaufnahme beruhende umfassende Kenntnis nahezu aller in Frage kommender Gruppen besaß. Um so mehr ist es zu bedauern, daß uns aus dieser reichen Kenntnis nur diese eine Arbeit des 1943 in Rußland Gefallenen blieb; und es ist ein Verdienst des Herausgebers, die Arbeit vorgelegt zu haben, wenn auch in einer Form, die noch manche Überarbeitung notwendig gemacht hätte.

In der Gliederung der Arbeit in die drei großen Abschnitte: „Von den Mutterkulturen zur Uckermärkischen Gruppe“ (S. 7–39), „Die Hoch- und Spätstufe der Uckermärkischen Gruppe in ihrem Kerngebiet“ (S. 39–76) und „Verbreitung und Zeitstellung der Uckermärkischen Gruppe“ (S. 76–92) ist das Ergebnis vorweggenommen und zugleich die Ausgangskonzeption des Verf. ersichtlich: Er versteht die Oderschurkeramik als eine – nur auf die Gebiete am Unterlauf der Oder beschränkte – lokale